

Der Kaiser im Atelier

Ein Berliner Künstlerhaus um 1900

Von Elisabeth Noelle

Blasse Briefe liegen auf dem Wohnzimmerisch und bräunliche Fotografien, ein zugewachsesenes, mit Türmen und Veranden geziertes Haus, eine dunkle Diele mit Gaslampen, Gobelins und Tellern an den Wänden, eine Girlande von getrockneten Maiskolben, Mohnkapseln und Zierkürbissen über der Tür, ein hohes Atelier mit weißen Plastiken: Mommsen in der Professorenrobe, eine erwachende Frau, ein griechischer Kopf und riesenhaft Schlüters Kriegermasken; und klein dazwischen eine Gestalt in langer Samtjacke und weich gebundener Künstlerschleife, weißbärtig mit tiefliegenden Augen hinter Brillengläsern und klarer Stirn, in der Hand Tonklumpen und Spachtel, mein Großvater. Immer wieder wandern in den letzten Wochen die Gespräche zu ihm, und neulich haben wir die Kiste mit seinen Bocciakugeln aus dem Keller geholt, um das alte Spiel wieder einmal zu versuchen.

Geburtstage sind in seinem Haus immer ganz wichtige Feste gewesen mit gereimten Theateraufführungen und Scharaden. Nun, am 31. Juli hat er selbst 100. Geburtstag. Das ist der Grund für die ausgebreiteten Fotografien und Briefe und Gespräche. Ich habe nie viel von ihm gewußt, und wenn er sonst erwähnt wurde, fiel mir vor allem

jener Gang als Kind durch die Berliner Siegesallee zum Großen Kurfürsten ein, auf dessen Sockel ich mit Bewunderung seinen Namen Fritz Schaper las. Noch etwas verwischter tauchte die Erinnerung an einen kurzen Ferienbesuch in Helgoland auf, bei dem zwischen Hummeressen und Korallenkettenkaufen sein Denkmal von Hoffmann von Fallersleben besichtigt wurde. Jetzt plötzlich aber erfahre ich hundert Geschichten auf einmal.

Der große Altersunterschied zwischen ihm und seinen Kindern mutet mich wie ein wichtiger, wenn auch nie eigens erwähnter Bestandteil aller Erzählungen an. „Soll ich das Haus nun für dich verheiratet bauen oder nicht verheiratet?“ fragte ihn noch der Architekt Kayser, als er sich mit neunundvierzig Jahren das Grundstück am Ende der Buchenstraße im alten Berliner Westen gekauft hatte. „Kannst du es nicht vielleicht auf beides einrichten und für alle Fälle reichlich Raum lassen?“ entgegnete ihm der damals schon Berühmte unsicher und ging gleich darauf zur Frage des Billardzimmers über und wie das Atelier liegen sollte: nach Norden und zu ebener Erde mit dem Blick in den Garten und am besten gleich mit Schienen zum Kiesplatz hinaus versehen. Auf ihnen könnte man dann die großen Denkmäler, den Luther für Erfurt oder Krupp für Essen ins Freie rollen, um ihre Wirkung vor dem Hintergrund der Bäume zu studieren.

Zehn Jahre später war der reichliche Raum von einer rheinischen Frau und vier Kindern gut genutzt, aber da

der Hausherr schon damals ein großer Bildhauer war, wurde vom ersten Tag an alles darauf eingerichtet, daß er während der Arbeit von der Belebtheit seines Hauses nichts merkte. Zwar hatte jeden Morgen um halb acht und auch sonntags nur eine halbe Stunde später die Tischrunde beim Frühstück vollzählig sechsköpfig zu sein. Aber nie wäre das Atelier, in das er regelmäßig um acht Uhr hinunterstieg, unaufgefordert betreten worden, das zweite Frühstück um zehn stand auf der Veranda fertig angeordnet ohne einen Menschen in der Nähe, und wenn er in gerippter Samtjacke oder weißem Ateliermantel mit Plänen behangen und halb abwesend im Garten sein „Alpinum“ mit aus den Ferien heimgebrachten Pflanzen oder den Wein an der Südmauer besuchte, wurde er mit sorgfältigem Bogen umgangen. Manchmal blieb er auf dem Kiesplatz stehen, um die Zeichnungen zu betrachten und zu kritisieren, die seine Kinder nach einem langsam eroberten Gewohnheitsrecht dort in den Boden geritzt hatten, und die nun da wie auf eine Audienz von ihm warteten.

Aber während es in der Schule ein rechtes Vergnügen war, für Zeichnungen und Gedichte und Klavierspiel Liebe einzustecken, schienen dem Vater zu Hause vor allem die Fehler ins Auge zu springen. Das galt nicht nur für die Kunstwerke im Kies, sondern insbesondere für das allsonntägliche Vorspielen der Kinder auf dem Flügel, bei dem er die sicheren und stilechten Improvisationen seines Sohnes über dem Gedächtnis entfallene Stellen hinweg streng tadelte. Und es gab verwunderliche Erlebnisse mit ihm, wenn er zum Beispiel an einem Weihnachts-

DAS REICH 27. JULI 1941

abend den mühsam gestickten Schuhbeutel „Gute Reise“ kaum beachtete, aber sich stattdessen das Steckenpferd ausbat, das sich die gleiche Tochter ganz nebenbei geschnitzt und bemalt hatte, mit beweglichen Beinen und Ohren.

Richtige Künstlergewohnheiten gibt es aus dem Haus in der Buchenstraße nicht aufzuzählen. Vor den Klassengefährten haben das die Schaperkinder immer sehr bedauert. In nichts konnte man den berühmten Vater verraten. Ach — fast im Gegenteil! Während andere bunt angezogen oder in abstehenden weißen Spitzenkleidern gingen, trugen die drei Schwestern und ihr Bruder gestreifte Matrosenblusen, und von den häuslichen Mahlzeiten war zu berichten, daß zwar vor jedem Gedeck ein Weinglas stand, aber die rheinische Hausfrau war meist die einzige, die ein wenig Mosel daraus trank.

Doch von Zeit zu Zeit wurde der Glanz um den Vater ganz deutlich. Die Buchenstraße wurde abgesperrt, drei Karossen fuhr vor, und der Kaiser kam, um im Atelier die neuen Werke zu besehen. Bei solcher Festlichkeit standen auch die Kinder zur Begrüßung in der weiten, dunklen Diele, und später schauten sie vom zweiten Stock aus durch die Gardinen, wie auf den Schienen der Wagen mit der Wisentgruppe oder der Große Kurfürst für den Kaiser in den Garten gerollt wurde. Die Wisentgruppe übrigens liebten sie besonders. Sie waren ein paarmal mit dem Vater während der Vorstudien bei den Büffeln im Zoologischen Garten gewesen, und überdies wußten sie, daß der Kopf des kämpfenden Germanen

mit den hochgebundenen Haaren ein Selbstporträt war.

Es war auch jedesmal von neuem eine große Begebenheit, wenn der Bildhauer die Hofuniform mit Kniehosen und Dreispitz anzog, um zu einem Hoffest zu gehen, und die Bonbons, die er von dort mit nach Hause brachte, spielen noch in der Erinnerung eine wichtige Rolle. Solche offiziellen Ereignisse unterbrachen die sonst unverrückbar fest eingeteilten Wochen: Am Montagabend traf sich ein bunter Freundeskreis, Maler, Musiker, Dichter, Universitätsprofessoren, mit ihren Frauen in der Buchenstraße, der Mittwochabend gehörte den Gesellschaften bei der Sozialreformerin Hedwig Heyl und der Freitag dem alten Freund Baurat Kayser. Der Donnerstag war von Rechts wegen der Kegelabend, der indessen oft durch Konzerte verdrängt wurde; und schließlich gab es fast regelmäßig zum Mittagessen auswärtige Gäste und nachmittags Atelierbesuche, bei denen der Altberliner Maler und Jugendfreund Julius Jacob am längsten zu kritischen Diskussionen festgehalten wurde.

Aber jedes Gespräch über meinen Großvater endet bei den Montagabenden. In der Tuffsteingrotte saßen die Damen beim Tee, während die Männer auf dem Kiesplatz Boccia spielten, bis es dunkel wurde. Drinnen im Haus wurde der Tisch gedeckt für das späte Essen mit seinen drei oder vier Gängen. In feurige Unterhaltungen verwickelt, blieb die Gesellschaft auch nach der Süßspeise um den Tisch sitzen bis zum traditionellen Aufbruch gegen elf Uhr.